

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Amor und Psyche [Fortsetzung]
Autor: Blümner, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

durchbrechen, aus dem Munde des Lehrers die Worte hervor:

„Was zum Teufel ist denn mit dem Kerl dort los? Mit dem August Chrammeyer?“ — Dem Namen seiner Schüler pflegte er als verächtliches Anhängsel einen „Meyer“ beizufügen — „Hat wohl auch die Hühnerseuche gehabt? Kann er seinen Allerwertesten nicht mehr vom Stuhl aufslippen? He?“

August, der verlegen in der Stube umhersah, gewahrte erst jetzt, daß mehrere seiner Mitschüler fehlten. Noch vor seiner Erkrankung war in der Schule die sogenannte Influenza ausgebrochen; dieser Tatsache ward er sich wieder bewußt, und nun verstand er auch die verächtlichen Reden des Lehrers, der sich offenbar nicht mehr an die Ursache seiner Erkrankung erinnerte. Wie ein eiskalter Wasserstrahl wirkte dies auf das eben noch hellauflodernde Selbstgefühl des Knaben.

„Na, will der Herr bald einmal seinen Gegenpol emporbewegen? Oder hat ihn die Faulenzia noch immer beim Kragen?“ so höhnte Herr Töner von neuem.

Nun aber schoß dem ehrfurchtigen Jungen der feurige Born in den Kopf. Ob schon eine bleierne Müdigkeit seinen Körper beherrschte, schnellte er augenblicklich empor, um sich zu verteidigen; allein er hatte noch kein Wort gesprochen, als es ihm schon widerstrehte, sich seiner Tat zu rühmen und zu sagen, wie er sich bei einer Lebensrettung seine Krankheit zugezogen. Er fühlte, das würde sich wie eine Großtuerie ausnehmen, und so brachte er trotz heftigster Erregung nur den Satz hervor:

„Ich bitte Sie, mich mit solchem Spott zu verschonen, den ich nicht verdiene . . .“

„Was, wie?“ rief Herr Töner aufbrausend, „der Kerl will sich's verbitten, daß man ihn Anstand lehrt? Noch ein solches Wort, und er kann zur Tür hinausspazieren. Draußen mag er dann mit den Händen in der Luft herumfuchteln, soviel ihm beliebt, und dazu heulen: „Ich habe recht!“ Hier drinnen, da hat nur einer recht, und der bin ich!“

(Fortsetzung folgt).

Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

(Fortsetzung).

Um Boden ausgestreckt sieht ihrem Mann die arme Psyche nach, solang sie kann, und weint und schluchzt, bis endlich ihren Blicken die schnellen Flügel den Gemahl entrücken. Dann aber springt mit plötzlichem Entschluß vom nahen Uferrand sie in den Fluß. Jedoch der Flußgott, der Cupido kannte, da dessen Flamme selbst die Fluten brannte, hat Furcht vor ihm, und seine Welle setzt am blumenreichen Ufer unverletzt sie schonend wieder ab. Es ruhte grade der Gott der Fluren, Pan, hier am Gestade: Echo, die Waldnymphe, hielt er umschlungen und lehrte sie, was ihr in's Ohr gedrungen von Tönen jeder Art, zu wiederholen. Ganz nah sah man in lustigen Kapriolen die Ziegen springen und das Ufergras abrupfen. Psyche, die vom Nebermaß des Leidens ganz erschöpft war, rief nun Pan, der ziegenfüßige, zu sich heran und sucht ihr Trost zu spenden mildgesinnt: „Ich bin zwar nur ein Bauer, art'ges Kind, ein Hirt; jedoch bei meinen hohen Jahren hab' ich im Leben mancherlei erfahren, und wenn ich richtig es beurteilt habe (die klugen Leute nennen's „Sehrgabe“), so scheint es mir nach deinem schwanken Gange, der Blässe des Gesichts und da du du lange und schwere Seufzer hören läßt, zumal man auch in deinen Augen sieht die Qual: zu große Liebe drückt dich so darnieder. Nun höre meinen Rat: Stürz' dich nicht wieder ins Wasser, such' auch nicht in deiner Not auf irgendwelche andre Art den Tod! Läßt deinen Kummer fahren, deinen Schmerz und mach' durch Bitten dir Cupidos Herz

geneigt; er ist verzärtelt und verwöhnt und wird durch schmeichelnd Flehen wohl versöhnt.“

So sprach der Hirten Gott; doch Psyche schweigt zu seinen Worten; ehrfurchtsvoll nur neigt sie sich vor ihm und geht. Ein gutes Stück legt wunden Fußes mühsam sie zurück und kommt, des Wegs unkundig, müd' und matt, wie schon der Tag sich neigt, in eine Stadt, wo König war der einen Schwester Gatte. Sobald nun Psyche das erfahren hatte, ließ sie die Schwester ihre Ankunft wissen. Bald ward sie auch zu ihr geführt; mit Küszen begrüßten sie sich in gewohnter Weise, und von der Schwester nach dem Grund der Reise befragt, erzählt sie so mit schlauer List:

„Wie dir gewiß noch in Erinn'rung ist, gabt ihr den Rat, ich solle jenes Tier, das fälschlich Mann sich nennend neben mir zu ruhen pflegte, eh' ich noch mein Ende in seinem ungeheuern Rachen fände, mit scharfem Messer bringen um. Allein, als ich, wie abgemacht, beim Lampenschein sein Antlitz zu Gesicht bekam, was sah ich für ein wunderbares Wesen da!

Der Venus eigner Sohn, schön wie der Tag, Cupido war's, der da sanft schlummernd lag! Und während ich, ins Schauen ganz versunken und von der über großen Wonne trunken, nicht los mich reißen kann von diesem Blick, da will es ein unselig Missgeschick, daß siedend heißes Öl die Lampe sprühte, das seiner zarten Schulter Haut verbrühte.

Der Schmerz weckt aus dem Schlaf ihn, er erblickt mich mit dem Licht, den blanken Stahl gezückt, und spricht: „Soll' ungeheurer Frevel trennt von meinem Lager dich; es ist zu End'“

mit unserm Bund. Dafür werd' ich nunmehr mit deiner Schwester (dabei nannte er den Namen, den du führtest) mich vermählen. Drauf säumt er nicht, dem Zephyr zu befehlen, daß er sofort mich wehe aus dem Haus."

Und kaum war die Erzählung Psyches aus, so fühlte von wahnsinnigem Verlangen und Leidenschaft die Schwester sich gefangen; mit einer Lüge, die sie schlau erdacht, als hab' man eine Botschaft ihr gebracht, es lägen ihre Eltern auf dem Tod, betrügt sie den Gemahl, besteigt ein Boot, und kaum an jenem Strand gelandet, eilt sie auf die Felsen spitze unverweilt. Nun wehte grade zwar ein andrer Wind, allein sie war von eitler Hoffnung blind, und mit den Worten: „Amor, nimm mich hin, die deine Braut zu sein ich würdig bin, und du, o Zephyr, breite dein Gefieder der Herrin aus!“ springt sie zur Tiefe nieder, die sie nicht lebend mehr erreicht; sie fällt von Fels zu Fels hinab, ihr Leib zerschellt und diente nun, zerschmettert und zerrissen, dem Wild und Geiern als willkommner Bissen.

Nicht lang darauf erfolgte auch der andern Bestrafung. Psyche kam bei ihrem Wandern, obwohl der Zufall ihre Schritte führte, dorthin, wo jener Schwester Mann regierte. Sie suchte gleichfalls hier die Schwester auf,

und alles nahm den nämlichen Verlauf; auch diese eilte auf den Berg, voll Gier nach neuem Bund, und fand ihr Ende hier.

Indessen Psyche nun von Land zu Land Cupido eifrig suchen ging, befand sich der in seiner Mutter Haus und brachte die Zeit, da ihm die Wunde Schmerzen machte, mit Seufzen zu. Die Möwe, die mit schnellen schneeweissen Fittichen die Meereswellen zu streifen liebt, erhielt davon die Kunde und tauchte eiligt nieder nach dem Grunde des Ozeans, wo sie Frau Venus grade antraf, wie schwimmend sie im kühlen Bade sich tummelte. Voll Eifer nun erzählt sie ihr, wie arger Schmerz Cupido quält; an schwerer Wunde liege er darnieder und fraglich sei, ob er genese wieder. Auch spreche man landauf landab gar schlecht von Venus selbst und ihrem Haus. „Nicht recht ist's doch, daß zu so niederm Liebesglück dein Sohn sich ins Gebirge zog zurück und daß du selbst hier unten schwimmst umher! Auf Erden gibt's jetzt keine Wonne mehr, Unmut und Scherz sind aus der Welt verschwunden, nur Unordnung und Rohheit wird gefunden; nicht Hochzeit gibt es mehr, nicht Freundschaftsbande, nicht Kindesliebe! Überall im Lande herrscht schmutz'ger Geiz nur und gemeiner Neid, man eint sich bloß zur Sittenlosigkeit!“



Skifahrer. Nach Originallithographie von Jeanne Pétua, Winterthur.

Mit solcherlei Geschwätz und Klatschgeschichten sucht sie die gute Meinung zu vernichten, die Venus von Cupido hat. Im Grimm'e erhebt die Göttin auch sofort die Stimme und ruft laut aus: „So hat mein wackerer Sohn, der noch unreife Bursch, ein Liebchen schon? Sprich, du mir einzig treuerggeb'ne Magd, wie ist des Mädchens Namen, das gewagt, den Sohn, der noch so jung und unerfahren, mir zu verführen? Ist sie aus den Scharen der Nymphen eine? Ist es eine Hore? Gehört vielleicht sie zu dem Musenchor? Hab' ich sie etwa bei den Huldgöttinnen zu suchen, meinen eignen Dienerinnen?“

Geschwätzig, wie sie ist, die Möwe spricht: „Ganz sicher, Herrin, weiß ich's selber nicht, doch wenn ich recht mich drauf bestimmen kann, so nenne Psyche jenes Mädchen man!“

Da das Frau Venus hörte, packte sie die Wut. „Die also,“ ruft sie, „liebt er, die, die Psyche, die für schöner gelten wollte als ich, die sogar Venus heißen sollte! Der Knirps hieß mich wohl für 'ne Kupplerin, da ich auf jene lenkte seinen Sinn!“

Und alsgleich taucht aus dem Meer sie auf und nimmt zu ihrem goldenen Haus den Lauf, woselbst sie, wie die Möwe ihr verkündet, den kranken Sohn auf seinem Lager findet. Schon an der Türe fängt sie an zu schelten: „Soll das als ehbares Benehmen gelten, das deiner edeln Abkunft angemessen? Für's erste hast du ganz und gar vergessen, was deine Mutter, nein, die Herrin dir befahl. Statt der, die ärteste Feindin mir, durch niedre Liebe zu bereiten Pein, statt dessen läßt du selbst dich mit ihr ein in freche Liebschaft, die — jung wie du bist — ganz unpassend für deine Jahre ist, natürlich nur, das kann ich mir schon denken, um durch die Schwiegertochter mich zu kränken! Doch wenn du Nichtsnutz solches dir erlaubst, ich sei zu alt, um nochmals zu gebären, so will ich eines Bessern dich belehren und einen edlern Sohn zur Welt noch bringen — Nein, größ're Schmach soll in das Herz dir dringen; denn von den Sklavenkindern, die geboren im Haus mir sind, sei einer mir erkoren, den werd' ich adoptieren mir, dem teile ich Flügel zu und Fackeln, Bogen, Pfeile, kurz, alle dir von mir geschenkten Sachen, die nicht, um so Gebrauch davon zu machen, ich dir gegeben; denn vom Vater*) röhrt kein einz'ges Stück von dem her, was dich ziert. Doch schon von frühster Kindheit legtest du dich auf die schlechte Seite; immerzu war deine Hand zu frecher Tat bereit. So hast du ohne Ehrfurcht jederzeit

den Großvater aufs Korn genommen, ja, mich selber, deine leibliche Mama, stellst als ein böser Sohn du täglich bloß und trast mich oft und ehrest mich nicht groß, als wär' ich eine Witwe; ja sogar vor deinem Stiefvater, der doch fürwahr ein großer Krieger ist und tapfrer Held, hast du nicht Scheu! Mitunter selbst gefällt es dir, ihm hübsche Mädchen zuzuführen, daß ich nur recht soll Eifersucht verspüren der Keben wegen! Doch nun ist's zu viel: dich soll gereuen dieses freche Spiel, du wirst die bitteren Folgen dieses Lecken Ehbunds noch lang mit Misbehagen schmecken!“

So sprach die Göttin zu dem Liebesgottes, und zu sich selbst: „Was soll ich, so zum Spotte für alle Welt geworden, nunmehr tun? Wohin begeb' ich mich? Wie soll ich nun den schlauen Taugenichts im Zaume halten? Soll Beifand suchen ich bei meiner alten Feindin, der Mäßigkeit, die doch von mir so oft verletzt ward, weil der Schlingel hier so locker lebt? Soll ich mit dem gemeinen und schmutz'gen Weibsbild mich dazu vereinen? Mir graust davor! Doch wird nichts übrig bleiben, will mir zum Trost die Rache ich betreiben. Wohl oder übel muß ich mich bequemen und meine Zuflucht zu dem Weibe nehmen, nur sie vermag's, und keine andre mehr, ihn streng zu zücht'gen, seinen Köcher leer, die Pfeile stumpf, von seiner Schne bloß den Bogen und die Fackel flammenlos zu machen und so streng ihn zu behandeln, daß er es läßt, auf bösem Pfad zu wandeln. Nicht ist geführt die Schmach, die ich erlitt, bevor nicht jenes Weib mit scharfem Schnitt die Locken abschör, deren gold'gen Schein mit eignen Händen ich ihm flocht hinein, und seine Flügel, die so oft ich putzte mit Nektar, wenn er mir im Schöß lag, stützte.“

So sprechend stürzte sie aus dem Gemach, von Wut entbrannt, und traf sogleich darnach Ceres und Juno. Da sie diese sah'n, die Züge ganz verzerrt vom finstern Wahn, so fragten nach dem Grund sie teilnahmsvoll, weshalb ihr holdes Antliz durch den Groll sie so entstelle. „Wenn ihr willens seid,“ sprach Venus drauf, „in meinem schweren Leid mir beizustehn, so kommt ihr grad' gelegen: Helft mir, soviel ihr könnt, auf allen Wegen die Psyche suchen, die mir ist entflohn und rein verschwunden ist. Ihr wißt doch schon, was jüngst bei mir zu Hause vorgekommen und wie mein braver Sohn sich hat benommen?“

Den Göttinnen jedoch war das Geschehne ganz unbekannt; sie wollten daher jene bestänigen in ihrem Zorn und sprechen: „War denn so furchtbar deines Sohns Verbrechen, daß seinem muntern Sinne du verwehrst die Lust und zu verderben du begehrst, in die verliebt er ist? Warum hat er denn damit sich vergangen gar so schwer,

*) Der Dichter nennt den Namen dieses Vaters nicht, meint aber wohl den Vulcan, als dessen Sohn Amor bisweilen erscheint; daher kann auch nachher Cuppler als Großvater, während Mars, der Geliebte der Venus, die Rolle des Stiefvaters erhält.



Erinnerung an das Ostschweizerische Fechtturnier 1907 in Winterthur.
Nach der (leicht karikierenden) Zeichnung von Jeanne Pélin, Winterthur.

wenn einem hübschen Kind er zugelacht?
 Du nimmst scheint's viel zu wenig drauf Bedacht,
 daß er ein Jüngling ist und in den Jahren,
 wo so ein Bursch nicht mehr ganz unerfahren.
 Es mag ja sein, daß er mit seinen feinen
 Milchwangen dir noch stets will Knabe scheinen;
 doch du, als Mutter und als kluge Frau,
 nimm's nicht mit seinen Streichen so genau,
 halt' ihm den lockern Geist, das leichte Blut
 und seinen stets verliebten Sinn zu gut,
 halt' nicht die Künste, die du selbst gelehrt,
 bei deinem schönen Sohn für tadelnswert!
 Wer von den Göttern würd' es denn ertragen,

wer von den Menschen würd' sich nicht beklagen,
 daß allerorten du Begierden weckst,
 wenn von der Liebe Lust zurück du schredest
 den eignen Sohn und das ihm willst verschließen,
 was Mann und Weib in aller Welt genießen!"

So sprachen jene beiden; denn sie zogen,
 aus Furcht vor des Cupido Pfeil und Bogen,
 es vor, ihn freundlich gegen sich zu stimmen.
 Doch das ließ Venus nur noch mehr ergrimmen,
 daß mit so leichtem Spott man von der Schmach,
 die ihrem Stolze widerfahren, sprach;
 unwillig ließ die Göttinnen sie stehn,
 um schnellen Schritts zurück zum Meer zu gehn.

(Fortsetzung folgt).

Jeanne Pétua.

Mit dem Bildnis der Künstlerin, zwei Kunstbeilagen und acht Reproduktionen im Text.

Als wir die junge Winterthurer Künstlerin, der wir unsere heutige Nummer widmen, um ein Curriculum vitae anzingen und eine Beschreibung ihres Studiengangs, gab sie uns als Antwort dieses Notizchen: „Jeanne Pétua, geb. in Winterthür, Schülerin ihres Vaters, Prof. Léon Pétua, Kunstmaler, genoß dessen Unterricht im Technikum Winterthür und in seinem Atelier. Erwarb sich 1900 das Zeichenlehrerdiplom am Technikum.“ Und dazu die mündliche Bemerkung: „Von mir ist wirklich gar nichts zu sagen. Ich habe noch niemals auswärts studiert. Ich blieb immer in Winterthür, und mein einziger Lehrer war, freilich von Kind auf, mein Vater, der mich früh lehrte, die Natur beobachten. Sie ist meine Liebe; aber das Liebste daran ist mir der Mensch. Es hat mich immer gelockt, aus seinem Neubären sein inneres Wesen zu erkennen und das Charakteristische in der flüchtigen Bewegung festzuhalten. Ich liebe es, mitten ins Leben hineinzugreifen und zu packen, was mir grad in die Hände läuft...“

Solchermaßen hat die Künstlerin, die es so gut versteht, mit wenig Strichen das Charakteristische eines Menschen festzuhalten, ihr eigenes Kunsleben skizziert, und diese Skizze hat nun entschieden zu wenig Details; aber was die Künstlerin verschweigt, das erzählen umso herzlicher ihre Werke, die ja doch immer die beste Charakteristik ihres Schöpfers sind. Sie sagen vor allem dies: Uns schuf eine rasche und sichere Hand, die einem sichern und scharfen Auge folgt. Aber sie sagen noch mehr. In ihnen drückt sich eine Persönlichkeit voll Lebensfrische, voll liebenswürdiger Anmut und grazioser Schalkhaftigkeit aus, sodaß es eine Freude ist, in diesen Bildern zu leben. Jeanne Pétua versteht es vorzüglich, das Reizvolle der Bewegung fühlbar zu machen und den Eindruck freier Kraft zu geben, so in den lebendigen Sportsbildern voll prickelnder Winterkälte und prickelnder Winterlust und in dem Bilde des Bauernmädchen aus dem Jura. Mühelos trägt das frische Ding seine Bürde, und es ist, als ob man die Elastizität dieses kräftigen jungen Körpers verspürte, den die schnellen Füße so leicht tragen. Ueberhaupt, Jeanne Pétuas Menschen sind immer voll Lebendigkeit, auch wenn sie im Zustand der Ruhe gegeben sind. Bei dem Jüngling im Lehnsstuhl z. B. (S. 469) glaubt man trotz der lässigen Stellung so wenig an ein Ausruhen, wie etwa bei der antiken Bronze des rastenden Götterboten. Im nächsten Augenblick wird dieser nervige Sportsmann, dessen innere Ungeduld und Spannung nicht allein in den nervösen Fingern der sehnigen Hand sich verrät, wieder seinem Tennisball nachsliegen. Und Aehnliches gilt von der jungen Dame im sonnigen Garten (S. 467) mit dem lauschend vorgebeugten Gesicht; auch sie scheint nur in einem vorübergehenden Moment der Ruhe erfaßt. Sogar dem Selbstbildnis der Künstlerin ist diese Beweglichkeit eigen. Ein rasches Zurückwerfen des Kopfes und leichtgeschürzte Lippen: man glaubt ein schnelles Wort zu vernehmen.

Diese eigentümliche Vorliebe für den bewegten und den in Bewegung erzeugenden Spannung befindlichen menschlichen Körper führte Jeanne Pétua naturgemäß zur Darstellung von Szenen, die uns die Menschen im schnellsten Handeln und in gespannter Erwartung zeigen. So entstanden Bilder wie die Feuersbrunst, die Skiläufer einerseits und die Menagerie-Intérieurs andererseits. Man sehe sich auf legtern (S. 470/71) nur einmal an, wie geschickt die Künstlerin die zahlreichen Zuschauer lebendig und interessant zu machen wußte. Ganz besonders fruchtbar aber mußte für sie jenes Fechttournier sein, das die Oelstizze unserer ersten Fechtturme veranlaßte. Schnellste, elegante Bewegung und höchste Spannung bot diese Szene; aber freilich noch manches andere, und so ist denn dieses Bild in hervorragender Weise bezeichnend für die Kunstart von Jeanne Pétua. Einmal muß die geschickte Lösung des Beleuchtungsproblems gewürdigt werden; es ist von eigenartiger Schönheit und Stim-



DIESCHWEIZ
19387

Mädchenstudie. Nach Kohlenzeichnung von Jeanne Pétua, Winterthür.